

(Nachdruck verboten.)

491

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Die beiden Schutzleute kamen über die Straße hinüber und trennten sich vor dem Laden; der eine blieb eine Weile stehen und betrachtete die Auslagen im Fenster, dann trat er schnell in den Laden.

„Ist Peter Drejer hier?“ fragte er wichtig tuend.

„Der bin ich!“ entgegnete Peter und zog sich hinter den Ladentisch zurück, „aber ich rate Ihnen, mich nicht anzurühren. Ich dulde keine Polizeihände an meinem Leibe.“

„Sie sind verhaftet!“ erklärte der Schutzmann kurz und folgte ihm hinter den Ladentisch.

Pelle legte die Hand auf den Arm des Schutzmannes. „Sie sollten ein wenig glimpflich vorgehen.“ sagte er.

Aber der Schutzmann schob ihn unjanst beiseite. „Keine Einmischung hier!“ rief er und stieß in seine Polizeiflöte.

Peter zuckte zusammen. Einen kurzen Augenblick griffen seine Gedanken unerschlüssig ins Blaue hinein, dann sprang er wie eine Rahe über das eiserne Geländer auf die Werkstatttreppe hinab. Aber da unten stand der andere Schutzmann, um ihn in Empfang zu nehmen. Mit einem Satz war er wieder oben im Laden, sprang gerade auf seinen Verfolger los; er hatte den Revolver in der Hand. „Zum Teufel auch, jetzt hab' ich es satt!“ fluchte er.

Zwei Schüsse fielen gleich nacheinander, Knall auf Knall. Der Schutzmann hatte sich eben zur Flucht umgewandt und fiel mit dem Kopf unter den Ladentisch; Peter sank über ihm zusammen. Es sah so aus, als strauhele er über den Weinen des Schutzmannes; aber als Pelle ihm aufhelfen wollte, sah er, daß aus einem Loch in seiner Schläfe Blut sickerte. Der Schutzmann war mausetot.

Peter öffnete beschwerlich die Augen, als Pelle seinen Kopf in die Höhe hob. „Hilf mir fort!“ flüsterte er und drehte das Gesicht nach dem toten Schutzmann um mit einem Ausdruck des Ekels. Er hielt den Revolver noch frampfhaft umklammert.

Pelle entwand ihm die Waffe und trug ihn auf das Sofa im Kontor. In der Tür stand der alte Bibliothekar und zitterte. „Ach, schaffen Sie ein wenig Wasser,“ sagte Pelle, aber der Alte hörte nicht.

Peter Drejer machte eine abwehrende Bewegung, er hatte nichts mehr nötig. „Aber die Weiden!“ flüsterte er.

Pelle nickte.

„Und dann — Pelle — Kamerad —“ Er versuchte den brechenden Blick auf Pelle zu richten, zuckte aber plötzlich wie in einem Krampf zusammen, die Kniee zogen sich ganz bis unter das Kinn hinauf. „Die Bluthunde!“ stöhnte er. Er schielte so stark, daß die Pupillen ganz verschwanden. Aber dann glitt das Ganze mit einem wunderbar leblosen Sinken wieder in die alte Lage zurück, er war tot.

Der Schutzmann kam herauf. „Na, is' er krepirt?“ fragte er gefässig. „Ja, er hat uns lange genug auf der Nase herumgepielt.“

Pelle nahm ihn beim Arm und führte ihn an die Treppe. „Jetzt gehört er nicht mehr zu ihrem Bezirk,“ sagte er. Er schloß die Tür und ging hinter dem Schutzmann her, in den Laden hinab. Der erschossene Schutzmann lag, so lang er war, oben auf dem Ladentisch; sein Kamerad hatte ihn da hinaufgelegt, er hatte die Ladentür abgeschlossen und die Rolladen herabgelassen.

„Sie schließen wohl den Betrieb für heute und teilen den Kameraden mit, was geschehen ist?“ sagte Pelle ruhig zu Brun, „ich habe noch etwas auszurichten. Heute wird nicht mehr gearbeitet!“

„Willst Du fort?“ fragte der Alte bekümmert.

„Ja, ich will Peters Versammlung für ihn abhalten, er selbst kann es ja nicht mehr,“ sagte Pelle leise.

Sie waren durch die Werkstatt gegangen, die Kameraden standen da und sahen einander an, sie hatten die Schüsse gehört, wußten aber weder aus noch ein. „Peter ist tot,“ sagte Pelle, mehr konnte er vor Bewegung nicht hervorbringen.

Alles stürzte plötzlich auf ihn ein. Er eilte hinauf und sprang auf eine Straßenbahn.

Draußen auf einem der großen Felder hinter Norderbrücke hatten sich ein paar Tausend Arbeitslose versammelt. Der Wind hatte sich aufgerommen, ein feiner Staubregen trieb von Westen her. Stoßweise brauste das Unwetter über das Feld hin. Die Arbeitslosen stampften hin und her oder standen da und froren in ihren dünnen Kleidern; es lag eine böse Luft über der Versammlung. Aus den Seitengassen strömten fortwährend Männer herbei, arg mitgenommene Gestalten die meisten von ihnen, mit Gesichtern, in die die Arbeitslosigkeit Jahreszahlen hineingegraben hatte. Viele hatten keine Kleider mehr, um sich in der Stadt sehen zu lassen, und bruchten nun diese Gelegenheit, um mit dabei zu sein.

Sie gingen umher und murrten, daß die Versammlung nicht begann, fragten einer den andern, was das zu bedeuten habe, und wußten weder ein noch aus. Es fehlte ja nur, daß auch Peter Drejer sie genasführt hatte und zu der Bürgerschaft übergegangen war!

Aber plötzlich tauchte eine Gestalt auf dem Arbeitswagen auf, der als Rednertribüne benutzt werden sollte, von allen Seiten strömten sie herbei. Wer zum Teufel war denn das? Peter Drejer war es nicht! Pelle? — was für ein Schmied? Ach, der von dem großen Kampf, der Vlikt! Lebte der noch? Freilich lebte der, der war ja Großindustrieller geworden und Stütze der Gesellschaft! Verdammte und verfluchte, was wollte der hier? — Das war keine geringe Underschwärztheit!

Plötzlich peitschte ihm ein ganzes Gewitter von Rufen und Wischen mit vereinzelt Weisheit gerichtet entgegen.

Pelle stand da und sah mit einem Ausdruck fürchterlichen Ernstes über die Versammlung hinaus. Ihre Demonstrationen gegen ihn rührten ihn nicht, aber hier stand er an Stelle eines toten Mannes! Noch fühlte er Peters totschweren Kopf auf seinem Arm.

Als es einigermaßen ruhig geworden war, erhob er den Kopf. „Peter Drejer ist tot,“ sagte er mit einer Stimme, die man überall hörte. Es ging ein Flüstern durch die Reihen, sie sahen einander fragend an, als hätten sie nicht recht gehört. Er sah es ihrem Ausdruck an, wieviel für sie zugrunde gehen würde, falls sie es glauben mußten.

„Das sind ausgestunkene Lügen!“ rief plötzlich eine befreiende Stimme. „Du bist von der Polizei gedungen, um uns auseinander zu jagen. Du vertummter Schurke!“

Pelle wurde bleich. „Peter Drejer liegt in der Fabrik mit einer Kugel durch den Kopf,“ wiederholte er uneerbittlich. „Die Polizei wollte ihn anhalten, da erschoss er den Schutzmann und sich selbst!“

Einen Augenblick schien alles Leben unter der unbarmherzigen Wahrheit wegzufrieren, er sah, wie sehr sie Peter Drejer geliebt hatten. Dann fingen sie an zu murren und zu rufen, sie wollten zur Stadt und ein Wort mit der Polizei reden. Einige setzten sich schon in Bewegung.

„Still, Leute!“ rief Pelle mit gewaltiger Stimme. „Seid Ihr erwachsene Männer und wollt an der Wahre eines Kameraden Skandal machen?“

„Was weißt Du davon,“ erwiderte einer. „Du weißt ja gar nicht, wovon Du redest!“

„Ich weiß soviel, daß irgendwo da draußen in Westerbrücke eine Frau und ein Kind sitzen und auf Peter warten, und er kommt nicht. Sollen da noch mehr sitzen und warten? Was geht mit Euch vor, daß Ihr in die See springen und Euch ertränken wollt, weil Ihr ein Fischen durchnäht seid? Bekommen dadurch die Ueberlebe. Tu das Ihre auf's Trodene? Denn wenn Ihr das glaubt, ist ja Eure Pflicht, Euch zu opfern. Aber glaubt Ihr nicht eher, daß der Staat Euch in eine große gemeinsame Grube werfen und Euch von den Witwen und Waisen beweinen lassen wird?“

„Du hast gut reden!“ rief man ihm zu. „Du hast Dein Schäflein ins Trodene gebracht!“

„Ich bin damit beschäftigt, das We für Euch auch ins Trodene zu ziehen, und das wollt Ihr durch eine Dummheit ruinieren! Ihr habt gut reden, sage ich. Aber ist da jemand unter Euch, der es wagt, sein Antlitz zum Himmel zu erheben“

und zu sagen, daß er mehr durchgemacht hat als ich, so mag er kommen und meinen Platz einnehmen."

Er schwieg und sah über sie hinaus. Ihre abgekehrten Gesichter sagten, daß sie mehr der Nahrung als neuer Hoffnung bedürftigsten, der Blick starrte wieder und grub ins Unge- wisse hinein. Jetzt mußte man ihnen eine Verantwortung zu tragen geben, eine widersinnige Verantwortung für so überbortelte Wesen, am liebsten eine so große, daß sie sie ganz mit fortreißen konnte.

"Was geht mit Euch vor?" fuhr er fort. "Ihr leidet Not, aber das habt Ihr ja in mer getan, ohne etwas dafür zu bekommen; und jetzt, wo die Sache einen Zweck hat, wollt Ihr nicht mehr. Wir sind doch nicht von gestern — bedenkt das! Haben wir nicht den großen Kampf zusammen zu Ende geführt? Jetzt verhöhnt Ihr ihn und die ganze Bewegung und sagt, sie hätte uns nichts gebracht; aber es war doch da, wir haben uns zum Leben durchgerungen und unser Menschenrecht erobert."

"Und vor der Zeit haben wir tausend Jahre lang unsere blinde Hoffnung glücklich durch Unterjochung hindurchgeführt. Gibt es eine andere Klasse der Gesellschaft, die eine Marsch- route wie die unserer aufzuweisen hat? Von Umständen gezwungen, richten wir uns darauf ein, jahrtausendlang in der Wüste zu wandern und vergaßen niemals das Land; der gute Gott hatte uns etwas von seiner eigenen unendlichen Langmut gegeben, um uns über die mühselige Zeit hinweg- zubringen. Und jetzt, wo wir an der Grenze stehen, habt Ihr vergessen, wohin der Marsch ging, und opfert das Ganze, wenn man nur Euch aus mageren Sklaven in fette Sklaven verwandelt."

"Hier gibt es keine Sklaven!" wurde drohend von mehre- ren Seiten gerufen.

"Ihr seid Arbeitstiere im Joch und mit Scheuklappen vor den Augen. Jetzt verlangt Ihr, gut gefüttert zu werden. Wann fällt es wie Schuppen von Euren Augen, so daß Ihr die Verantwortung selbst übernehmt? Ihr glaubt, daß Ihr ganz verteuflerte Kerls seid, wenn Ihr die Brust entblößt den Bajonetten entgegenverft, können wir es aber mit der Brutalität aufnehmen? Wenn wir es könnten, gehörte uns die Zukunft nicht."

(Fortsetzung folgt.)

63

## Das Meer.

Von Gustaf Janzon.

"Daß sie schwaben," entgegnete Joel kurz, "die Leute woll'n immer was zu schwaben haben."

"Er hat wohl recht, aber doch . . ."

"Aber doch? Was soll das heißen?"

"Ja, entweder soll er sich fern halten oder auch ganz hier bleiben."

Sie standen draußen auf der Höhe. Die Sonne schien, und in der Ebene am Giebel zwitscherten die Vögel. Joel blickte hinüber zum Stall, den er vor einigen Tagen rot angestrichen hatte, und er sagte sich, daß es noch vieles zu tun gäbe, bevor das Gehöft so wäre, wie es sein könnte und müßte.

Dann ist's wohl besser, daß ich bleibe," sagte er verlegen und errödete.

"Danke," sagte sie freundlich und reichte ihm ihre große ausge- arbeitete Hand, in die er seine harte Faust legte. Damit waren sie einig. Sie war zehn Jahre älter als er, sah aber jünger aus als der lahme und ungelentige Mann, der er war.

Sie bestellten sogleich das Aufgebot, denn keiner von beiden hatte auf etwas zu warten, und einen Monat später fand die Hochzeit statt. Unmittelbar nach der Trauung rechtfertigte Joel seinen Ruf als gewaltiger Streiter des Herrn. Der Pfarrer, der sie einsegnete, war nämlich seiner Neigung zum Trunk und unordentlichen Lebens- wandels wegen bekannt. Ihm galt ein gut besetzter Mittagstisch mehr als alles andere, und im Kartenspiel war er mehr bewandert als in der heiligen Schrift. Viele mochten ihn gern, aber die Gläubigen sahen ihn mit scheelen Augen an und hatten vieles an seinem Leben auszufehen. Wäre ein anderer Prediger in der Nähe gewesen, hätte sich Joel an diesen gewandt. Daß ein solcher Ver- lünderer, wie Joel Nord, es unterlassen würde, den weltlich gestimmten Diener des Herrn zur Rede zu stellen, war undenkbar. Er wußte, daß die Braut selbst und ihre Verwandten es von ihm forderten, und er gedachte nicht, ihre Erwartungen zu täuschen. Als daher die Hochzeitsgäste sich zum Aufbruch anschickten, trat er zum Pfarrer hin und fragte streng:

"Sag' er mir, hat er wirklich Jesu im Herzen."

Der Pfarrer war sonst nicht auf den Mund geschlagen und bei seiner Kenntnis der Inselbevölkerung würde er mit Leichtigkeit die rechte Antwort gefunden haben, wenn nicht die Ueberraschung seine Zunge gelähmt hätte.

"Damit ist's nicht weit her," fuhr Joel in mißbilligendem Ton fort, "er lebt, als ob jeder Tag der letzte wäre und denkt nicht an die Wiederkunft des Herrn. Aber das muß er tun!" Dabei Kopfte der Stod beständig auf die Brust des Pfarrers und Joel fügte drohend hinzu: "Lese er die Schrift und verkündige er das Wort! Dazu ist er berufen und dafür bekommt er seinen teuren Lohn, aber nicht, daß er schleimme und saufe und mit Spöttern und liebertischen Volk umgehe."

Der Pfarrer war dunkelrot geworden und seine Fäuste ballten sich unwillkürlich, während er nach Worten suchte, diesen hochmütigen Bauer zu züchtigen. Aber Joel, der bemerkte, wie die Wut in dem Geistlichen kochte, kam ihm zuvor:

"Ich verlange keine Antwort, ich gebe ihm nur einen guten Rat. Er soll darauf handeln und er wird im Frieden mit sich selbst leben, sonst läuft er geradewegs der Hölle in den Rachen. Auch nun schönes Dank von uns beiden!"

Würdig und gemessen begaben sich die Gäste zu den Booten am Strande. Für den Bräutigam selbst, sowie für alle Anwesenden war seine Strafpredigt eine wirkliche Erbauung, lehrreicher und an- regender als eine Verkündigung in der Kapelle gewesen, wohn nie ein Pfarrer kam. Joel trug den Kopf höher und hielt sich aufrechter denn je. Es war ihm nicht entgangen, daß seine Worte einen tiefen Eindruck auf alle gemacht hatten, sogar der Kaufmann Bolén und sein Sohn blickten mit scheuer Bewunderung zu ihm auf, der es gewagt hatte, den Pfarrer selbst anzugreifen.

Ebenso selbstbewußt, wie sich Joel bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, blieb er sein Leben hindurch. Aber ein großer Teil des Diligenscheins, der ihn früher umgab, verblähte. Die Heirat hatte seine Stellung geändert und brachte die Inselbewohner dahin, ihn mit anderen Augen zu betrachten. Solange er einsam in seiner kleinen abseits gelegenen Hütte lebte, war er mit einem geheimnis- vollen Nimbus umgeben, der die Neugierde erregte, der Phantasie Schwung verlieh und dem Zungen Stoff gab. Als er Hofbauer wurde, wie viele andere, und an einem Ort lebte, wo sein Tun und Lassen zu kontrollieren war, schwand das alles. Nichts Wertwürdiges war an ihm zu sehen, nichts anderes zeichnete ihn aus, als seine herbe Ausdrucksweise und die Steifheit seiner Gliedmaßen.

Joels rotgeränderte Augen beobachteten alles, und nichts von dem, was vorging, konnte ihnen entgehen. Er selbst gab nur durch ein gedehntes "hm!" oder ein kurzes Nicken zu erkennen, daß er gehört und gesehen habe. Die ersten Jahre nach der Hochzeit redete er wie früher im Bethaus, aber seiner Predigt fehlte die alte Kraft. Das Gehöft nahm seine Zeit in Anspruch, daß er nicht dazu kam, über die höheren Dinge zu grübeln. Die tägliche Verührung mit seiner Umgebung richtete seine Blicke auf andere Ziele, und ohne sich besser bemüht zu sein, stimmte er seine Forderungen herab. Und da er, ohne einen Finger zu rühren, ein begüterter Mann geworden und überhaupt besser dran war, erschien ihm alles in einem neuen und helleren Licht. Aber seine überlegene und sichere Art und Weise behielt er stets, und hartnäckig hielt er an einer ausgesprochenen Ansicht fest, selbst wenn er vom Gegenteil überzeugt wurde.

Als Joel schließlich bemerkte, daß man bei den Andachtsstunden ihm nicht mehr mit Tränen und Gewissensangst zuhörte, stellte er seine Predigten ein. Er brachte einige Stunden damit zu, über die Ursache nachzugrübeln, daß seine Worte so wenig Anklang bei den Zuhörern fanden, fertigte dann aber die Frage auf seine rasche Art ab:

"Der Herr hat mir die Gabe entzogen."

"Um's Himmelswillen, glaubst Du wirklich Joel?" Die Frau, an die er sich gewandt hatte, blickte ihn ängstlich an.

"Er hat wohl seine Absicht damit," entgegnete er, "und dann nützt's nichts, sich gegen seinen Willen aufzulehnen. Nun höre ich auf."

Und Joel hörte ebenso plötzlich auf, als er begonnen hatte, entzog aber der kleinen Gemeinde nicht seine Hand. Die weniger Mit- glieder, den Spöteleien und selbst dem Hohn der Kinder der Welt ausgefetzt, waren nicht fest im Glauben und bedurften eines Bei- spiels, zu dem sie aufsehen, und Joel Nord war ihnen ein solches bis an sein Lebensende. Wie wich er einen Zollbreit ab von dem, was er als recht erkannte, auch heischte er nicht mit seinem Gewissen. Seine Frau stand ihm zur Seite und half ihm getreulich.

Mit ihrem sanften und nachgiebigen Gemüt begehrte sie nicht viel vom Leben. Da sie einen Mann gefunden hatte, zu dem sie auf- blicken konnte, war sie zufrieden. Joel empfand ihre warme Zu- neigung, und obwohl er jede Sentimentalität verachtete, war er ihr dankbar für das, was sie ihm gab. Die beiden Menschen, die zu- sammen alterten, ließen die Jahre ruhig an sich vorüberziehen und gingen, wie Joel sich ausdrückte, zwei Booten, die an denselben Pfahl gefettet waren, welches Gleichnis ihm so zutreffend erschien, daß er es oft anwendete.

Aber obwohl sie ihr Leben auf die beste Art eingerichtet hatten, blieben sie nicht von harten Prüfungen verschont. Nach zehn- jähriger Ehe wurden die Füße der Frau gelähmt, so daß sie sich nur mit größter Mühe fortschleppen konnte. Joel selbst wurde plötz- lich mit Taubheit geschlagen und vermochte besonders zur Winters- zeit, bei regnerischem und kaltem Wetter, keinen Laut zu hören. Außerdem peinigte ihn die Gicht, die zeitweise seine Glieder ver- renkte und verzerrte. Dann richtete er sich allmählich wieder zu der steifen, edigen Gestalt auf, die er geworden, aber oft war er auch während der Schmerzen versucht, sein hartes Schicksal anzuklagen. Sein starker Glaube trug jedoch stets den Sieg davon, und äußerte er etwas, war es ein Dankgebet zu ihm, der ihn würdig gefunden,

durch Leiden seinen widerspenstigen Sinn zu läutern, denn zuletzt winkte ihm die große und herrliche Gnade. Aus dieser festen Ueberzeugung schöpfte er Trost. Und schließlich war ihm ja auch die See geliebt.

Die Liebe zum Meer verließ ihn niemals. Stürmtz es, daß die anderen Inselbewohner Schutz suchten oder sich in igeen Häusern verkrochen, humpelte Joel Nord hinab zu seiner wadeligen Brücke und nahm Platz in seinem grün angestrichenen Boot. Saß er am Steuerruder und die Wellen schäumten um den Steven, vergaß er alles andere und genoss das Dasein. Deshalb war auch der Winter mit seiner gezwungenen Gefangenschaft die schwerste Zeit für ihn. Pfiff aber draußen auf dem Meer der Wind ihm um die Ohren und peitschte ihm die Wellen ins Antlitz, regten sich neue Gedanken in seinem Innern. Während er einsam über die Fjorde dahinflug, predigte er mit erhobener Stimme und legte vor den eilenden Winden und schäumenden Wogen Zeugnis von seinem Glauben ab. Und stets fühlte er sich nach solcher Fahrt wunderbar gestärkt.

Vierzig Jahre schwanden unter schwerer Arbeit und regelmäßig wiederkehrenden Krankheitsanfällen. Joel Nord und sein Weib waren alt geworden. Aber draußen am Meer, wo ein ganzes Jahrhundert an der Menschen Tun und Lassen nichts zu ändern vermag, blieb sich alles gleich. Ein neues Geschlecht war herangewachsen und hatte das Erbe der Väter angetreten, und wanderte in den Fußstapfen der Toten, dachte ihre Gedanken und wußte nicht einmal, daß es andere Wege gab.

Unter den Gläubigen genoss Joel das Ansehen eines Patriarchen. Selten geschah es, daß er das Wort ergriff, dahingegen besorgte er die praktischen Angelegenheiten der Gemeinde. Dabei setzte er stets seinen Willen durch, und die Alten folgten ihm, denn sie dachten daran, was er ihnen einst gewesen war. Aber unter den Jüngeren stieß er auf mißbilligenden Widerspruch. Der Kaufmann Bolén, der von seinem Vater das Geschäft nebst dem Amte eines Schöffen geerbt hatte, war der Anführer der Gegner. Er wollte frische Kräfte hinzuziehen und sprach von der Notwendigkeit, sich mit Politik und den kommunalen Angelegenheiten zu beschäftigen. Dergleichen Neuerungen waren Joel ein Greuel und er eiferte heftig dagegen. Bolén schwächte von Steuern, Begebenbesserung und Reichstagswahlen und gewann viele Anhänger, während Joel seine Vorschläge nur mit verächtlichem Schnauben beantwortete, und die Älteren, namentlich die Frauen, ihm beipflichtend, sich um ihn scharten.

So waren die Gläubigen in zwei, einander bekämpfende Parteien geteilt. Zu offenem Bruch wagte indessen Bolén es nicht zu bringen, er unterwarf sich bis auf weiteres und wartete. Wohl merkte Joel Nord, daß man sich über sein hartnäckiges Nein ärgerte, was für ihn nur ein Grund mehr war, desto fester zu bleiben.

„Gottes reines unverfälschtes Wort und nichts anderes,“ war sein Ultimatum.

Der Schöffe hatte jedoch einen besonderen Grund, Joel mit unfreundlichen Augen zu betrachten. Er war nämlich entfernt mit dessen Frau verwandt und nach deren Tode wäre ihm ein Anteil am Geschäft zugefallen, falls sie nicht eine zweite Ehe eingegangen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein politischer Abenteurer.

Im Inselverlag zu Leipzig hat H. H. Houben, der verdienstvolle Biograph Gogolows und der jungdeutschen Literaturbewegung, den „Lebensroman des Wit von Döring“ nach dessen vierbändigen Memoiren „Fragmente“ bearbeitet herausgegeben. Der „Lebensroman“ in seiner jetzigen Gestalt erweist sich als eine einzig-dastehende Bereicherung der deutschen Memoirenliteratur. Die Herkunft des Ferdinand Johannes Wit, genannt von Döring, ist geheimnisvoll — wie sein Leben. So viel weiß man, daß seine Mutter die Frau eines Pferdehändlers Wit in Altona gewesen ist, die nach ihrer Trennung von diesem einen dänischen Offizier namens von Döring heiratete. Daß aber nicht dieser Wit, sondern der nachmalige französische Justizminister de Serre, der bis 1810 als Präsident des französischen Appellationsgerichts in Hamburg lebte, Ferdinand Johannes Vater war, wird uns durch Barnhagen von Enje berichtet. Damit hat es wohl auch seine Richtigkeit; denn anders würde die offenbar herzliche Zuneigung und das Interesse de Serres für den jungen deutschen Abenteurer keine Erklärung finden. Erst siebzehn Jahre alt bezog Wit-Döring die Universität Jena.

Das studentische Wartburgfest, das am 18. Oktober 1817 zur Erinnerung an die Reformation und zugleich an die Schlacht bei Leipzig stattfand, sollte für die allgemeine deutsche Burschenschaft, die damals gegründet wurde und die Farben schwarz-rot-gold als das Symbol deutscher Volkseinheit erkor, verhängnisvoll werden. Die an sich harmlose Tatsache, daß bei einer zum Gedächtnis der Völkerschlacht angeordneten Siegesfeier verchiedene mißliebige politische Schriften des Lustspieldichters Koberne und des erareaktionären preussischen Ministers v. Kamptz u. a. verbrannt wurden, veranlaßte die Regierungen sämtlicher (34) deutschen Bundesstaaten, alle Landeshochschulen

fortan unter polizeiliche Aufsicht zu stellen und die Teilnahme an der Burschenschaft zu verbieten. Von jetzt an kamen in die heimlich weiter bestehende Burschenschaft freiheitliche Tendenzen hinein, die nach und nach auf republikanische Staatsformen abzielten. Im Jahr zumal fand diese geheime politische Jugendbewegung großen Anhang; und ihre Verbreitung auch im Innern Preußens zu betreiben, war deren Oberhaupt Karl Follenius 1818 nach Jena gekommen. Der Bund dieser „Unbedingten“, wie sie sich nannten, bezweckte die republikanische Staatsform, also Beseitigung der Monarchie, wenn nötig, durch Nord. An die Ermordung Kobernes durch Karl Sand knüpfen sich dann bekanntlich die im Sommer 1819 gegen die „demagogischen Umtriebe“ gefaßten Karlsbader Beschlüsse. Die Unbedingten, vor allen die Brüder Follenius, Wilhelm Snel u. a. flüchteten ins Ausland.

Diese kurze Darlegung mußte vorausgeschickt werden, um den Lesern die Beziehungen des jungen Wit-Döring zu den Geheimbündlern klar zu machen. Wit war, mit Sand, ein ganz Unbedingter. 1818 war er bereits nach Paris gegangen, um für studentische Flüchtlings Pässe nach Frankreich zu erwirken. Zurückgekehrt, wurde er 1819 von Jena relegiert, weil er eingestandenermaßen einen Triumphbogen eingegriffen hatte, den der Wirt des Bürgerkellers zu Ehren der verwitweten Kaiserin von Rußland errichtet hatte. Zufällig war dieser Dummejungensstreich von zwei anderen Kommissionen verurteilt worden. Wit wollte aber, wie er schreibt, verheißt, daß dieserhalb die ganze Burschenschaft angeklagt würde, daher benannte er sich selbst als Uebeltäter. Aus ähnlichen edlen Beweggründen soll er gehandelt haben, indem er sich auch zur Autorschaft des von Karl Follenius verfaßten Bundesliedes „Dreißig oder Dreimunddreißig“ auch noch lange Jahre nachher bekannte. Jenes Folleniusche Gedicht lautete:

Menschenmenge, große Menschenwüste,  
Die umsonst der Geistesfrühling grünte,  
Reiße, krache endlich, altes Eis!  
Stürz' in starken, stolzen Meeresstrudeln,  
Dich auf Knecht und Zwinghern, die dich h'r de'n,  
Sei ein Volk, ein Freistaat! werde heiß!

Bleibt im Freiheitskampf das Herz dir frostig,  
In der Scheide wird dein Schwert dann rostig,  
Männertwille, aller Schwertes Schwert;  
Wird es gar im Fürstenkampf geschwungen,  
Wald ist es zertröten, bald zergerungen:  
Nur im Volkstampf blüht es unverseht.

Turmhoch, auf des Bürgers und des Bauern  
Naden, mögt ihr eure Zwingburg mauern,  
Fürstenmouer, drei und dreimal zehn!  
Babels Herrentum und soule Reichheit  
Bricht mit Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit,  
Gothheit aus der Menschheit Mitterwehn.

In beiden Fällen handelt Wit jedoch als großprahlischer Eitelkeit, mit der seine Charakterlosigkeit, wie sich bald zeigen sollte, Hand in Hand ging. Da nun seines Bleibens nicht mehr in Deutschland war, flüchtete er nach England. Und von jetzt an beginnt sein politisches Abenteuerleben, wobei sich denn seine Janusnatur in voller Deutlichkeit entfaltete. Einigermaßen läßt sich diese Anlage aus seiner Jugendlichkeit erklären. Kaum ein neunzehnjähriger Bursche, wird er dank gewichtiger Empfehlungen in den Salons der höchsten Geburts- und Geistesaristokratie gleich von Anfang an für voll genommen, demgemäß mit Auszeichnung behandelt und jedes Vertrauens gewürdigt. Ein geistreicher Blender bewegt er sich sehr sicher in jener erklüßten Gesellschaft. Hinzukam, daß er durch antimonarchische, revolutionäre Aufsätze über die damalige politische Lage Deutschlands, die er im „Morning Chronicle“ veröffentlichte, im Handumdrehen zum Ansehen eines bedeutenden Schriftstellers gelangte, was ihm allerdings eher schädlich als nützlich wurde. Jene Artikel verfehlten nicht, bei den deutschen Regierungen großes Aufsehen zu machen und der preussische Gesandte erhob Beschwerde, der die Londoner Geheimpolizei insoweit Gehör erteilte, als sie den ledigen „Revolutionär“ bewachen ließ. Rasch kam dieser selbst auch dahin, Schlanheit mit Vorsicht zu verbinden. In den Zirkeln der Liberalen und besonders der fremdländischen Republikaner propagierte er den Umsturz; in den Salons englischer Doctores und „Ministerieller“ spielte er den Stod Aristokraten. Ja, er betrieb dies Fäulungsmaschinen soweit, daß er — natürlich anonym und im größten Geheimnisse — im ministeriellen „Courier“ gegen seine eigenen zuvor im „Morning Chronicle“ publizierten revolutionären Artikel scharf zu Felde zog. Das hinderte ihn aber nicht, von Paris aus zugleich auch im „Cottas Allgemeiner Zeitung“ um vierteljährlich 1000 Fr. monarchische Bestimmung zu heucheln und nebenher sowohl mit den „ärgsten Ultras“ (Follenius u. a.), den französischen Ministeriellen und den Jakobinern in ständiger Fäulung zu verbleiben — teils aus Furcht vor seinen burschenschaftlichen Freunden, teils aus Eitelkeit. Das erweist er einerseits durch seine Vermählungen um die Gründung eines „liberalen Aristokratenbundes“, andererseits dadurch, daß er, während er mit den Unbedingten ein Herz und eine Seele zu sein vorgibt, gerade deren geheime Konspirationen und unfürkerische Anschläge ihren ärgsten Feinden verrät. Mehr als einmal macht er, angeblich aus Besorgnis für das allgemeine Wohl der Völker und Regierungen den gemeinen Demuzianten. Nichtsdestoweniger muß

er vor der Polizei verschiedener Staaten von Land zu Land flüchten und wird er jahrelang in italienischen, österreichischen und deutschen Gefängnissen als politischer Verbrecher festgehalten. Keine Behörde traute ihm, denn jede hielt ihn für einen Spion gefährlichster Art.

Ob er im Solde dieser oder jener Regierung gestanden, weiß man nicht; er selbst bestreitet es auf das entschiedenste. Er will nur immer aus edlen Beweggründen gehandelt haben. Fortgesetzt fliehen ihm allenthalben, auf Flüchtlingswegen wie in Gefängnissen, nach eigener Angabe, „bedeutende Summen“ sowie eine bestimmte jährliche Pension, angeblich von seinem Vater — dann doch nur von de Serre in Paris! — zu. Und wie prompt hilft ihm stets eine Staatsbehörde vor der anderen, die sich seiner bemächtigen möchte, durch Certifikats particuliers oder Pässe über die Grenze? Je nach dem vorherrschenden republikanischer oder monarchistischer Machtfactoren stehen ihm Legitimationspapiere in zweierlei Art zu Gebote. Allorts erstehen ihm Beschützer, die entweder einflussreiche Damen der höchsten Gesellschaft oder — das macht am ehesten stuhig — meistens hohe diplomatische, staatliche und militärische Würdenträger waren. Die Zusammenhänge sind — wenn auch noch nicht erwiesen, jedenfalls nur in der Richtung außerordentlicher Dienste, die zu Gegendienst verpflichtet, zu suchen. Im Jahre 1821 sagt er sich „feierlich“ von jeder Gemeinschaft mit den Revolutionären los, treibt sich aber doch ständig unter ihnen und ausgemachten Polizeispionen herum, die ihm stets bekannt sind. Ja, er übernimmt sogar das Generalinspektorat der Karbonaria — obgleich er Freund der bestehenden staatlichen „Ordnung“, also strikter Gegner jeder „gewalttamen Umwälzung“ ist. Daß Wit sowohl die revolutionären Umtriebe der Karbonari, wie auch später aller geheimen Gesellschaften an Metternich, an den Kaiser von Rußland und andere Potentaten, sei es in Briefen, sei es in anonymen „Luchtschriften“, unachtsamlich preisgab, um sich als Anhänger des „legitimen“ Regimes zu empfehlen, gibt er mehrfach selber zu. Die deutschen Vorkämpfer hatten also recht daran getan, daß sie ihm mißtrauten; und Karl Follenius hatte ihn richtig erkannt, wenn er zu ihm sagte: „Wäre ein Freistaat in Deutschland begründet worden und hätten auch deine Bestrebungen vorzugsweise es soweit gebracht, so müßtest du dennoch fallen; denn du taugtest für keine Republik.“

Mit anderen Worten: Wit war ein elender Intrigant, ein käuflicher Spion, ein Deminziat. Was nur Mittel sein sollte, die Intrige — gesteht er an anderer Stelle von sich — wurde nur Zweck; wie ein Knabe Kartenhäuser baut, und kaum mit dem einen fertig, es wieder zerstört, um sich ein anderes zu errichten, so gab ich mich mit Leib und Seele einer Sache hin; kaum aber sah ich das glückliche Ende vor mir, als ich schon davon absprang und mutwillig das kaum Vollendete vernichtete, um nur ein neues wieder beginnen zu können.“ Er trug einen Januskopf, urteilte der Graf Alexander Sturardin von 1811. Und so blieb es auch. Wohl hatte Wit seit seiner Verheiratung im Jahre 1829 mit einer sehr reichen Dame als Gutsbesitzer ein stilleres Leben geführt. Aber doch nur scheinbar. Wie erklärte es sich sonst, daß ihn sowohl die deutschen Behörden wie die Demokraten beargwöhnten? Im ersten Bande von „Moriz Hartmanns Leben und Werke“, herausgegeben von Dr. Otto Wittner (Brag 1906), können wir in Moriz Hartmanns Fußschiene nachlesen. 1848, als dieser, mit Robert Blum und mehreren anderen Abgeordneten des Frankfurter Parlaments nach Oesterreich reiste, um den Wienern im bevorstehenden Kampfe beizustehen, wurden sie im Breslauer Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgesicht, das auf einem ziemlich groblörnigen Körper saß, aufmerksam gemacht, und wurde uns dieses nichts weniger als Sympathie einflößende Gesicht als dem Herrn Wit-Dörning gehörig bezeichnet, desselben Wit-Dörning, der schon allen Polizeien diente. . . . Im Jahre 1848 war er in Schlesien anständig, hatte daselbst, wie man uns sagte, eine Brauweinbrennerei und machte den Agenten der Junker, vielleicht auch der Jesuitenpartei. Robert Blum sagte, als er uns gezeigt wurde: „Es sollte mich wundern, wenn es der Erde nicht versuchte, uns irgendwelche Unannehmlichkeiten zu bereiten.“ . . . So war es denn auch, als sie in Ratibor angekommen waren. In der Ratiborer Bahnhofrestauration hatten die Frankfurter Sensoren, kaum wenige Minuten nach dem Eintritt Wits, eine Erschütterung zu sich genommen — und schon hörten sie im Publikum sie und da ihren Namen flüstern und sahen sie mit Jüngern auf sich deuten. Als sie wieder einstiegen, hatte sich bereits das Gerücht verbreitet: „die Mörder Wicknowskys“ seien da. Der Bahnhofsperron wurde von Herbeiströmenden überfüllt und durch die Menge drängten sich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch, die dann, einer nach dem anderen, ins Wagenfenster gleich wilden Thieren hineinlarteten. etliche Schimpfworte murmelten und weiter gingen, um anderen Platz zu machen. „Es blieb beim Gemurmel, beim Hin- und Hergehen, beim Hereinstarren, bis sich der Zug nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung setzte. Jetzt erst erhob sich ein hörbares Schimpfen.“ Wit-Dörning, der alte Intrigant, hat hier zweifellos einen Angriff gegen die Demokraten angesetzt in wollen.

Dhnedies zum Komplizen Reaktionär herabgesunken, landete Wit als hoher Fünfziger in der österreichischen Staatskanzlei und soll sogar katholisch geworden sein. Geistig völlig gebrochen starb er am 9. Oktober 1863. Wenn man seinen Memoiren trauen könnte, wäre Wit ein Genie ohnegleiches gewesen — so fabelhafte Gelden-

taten weiß er von sich zu melden. Aber selbst, wenn man auf Schritt und Tritt offenen Widersprüchen und berechtigten Zweifeln unterworfen ist, eins muß doch anerkannt werden: diese Aufzeichnungen sind der glänzendste Abenteuerroman, der je geschrieben wurde; und ihr Urheber war ein so phantastischer und geistreicher Erzähler, wie er ein verächtlicher politischer Lump und geriebener Räntespinner gewesen ist.

Ernst Kreowski.

## Kleines feuilleton.

**Geistesranke als Objekte religiöser Verehrung.** Aus allen Zeiten sind Beispiele bekannt, wo Geistes- und Nervenranke als Heilige verehrt oder als Wesen verfolgt wurden. Immer ist es dabei die Vorstellung, daß die Störung des Geistes, die Aenderung der Persönlichkeit, durch eine übernatürliche Macht hervorgerufen wird. In Rußland kommt es heute noch vor, daß notorische Geistesranke vom Volk als Heilige verehrt werden. Und zwar handelt es sich nicht nur um Epileptiker und Hysterische, sondern meistens um verblödete Menschen. In einem Fall war der verblödete, schmutzige Geistesranke sogar Inasse eines Moskauer Spitals für Geistesranke. Trotzdem drängten sich seine Anbeter scharenweise in die Zelle, ließen sich von ihm segnen und mit allerlei Schmutz und Unrat begießen und salben, ließen sich von ihm prophezeien. Das Krankenhaus und die Aerzte ließen das Treiben zu, aus dem Grunde, weil das Krankenhaus arm war und wenig Substanzmittel besaß und man auf die Darbringungen und Geschenke rechnete. Gerade die Krankheitserscheinungen sind es, die die Aufmerksamkeit des gläubigen, abergläubischen Volkes auf sich ziehen. Wenn die betreffenden Kranken in Schmutz und Lumpen gehen, wenn sie alle ihre Sachen weggeben, ihren Namen vergessen, ihre Bekannten nicht erkennen oder erkennen wollen, so wird dies für höchste Selbstverleugnung gehalten, die allem Irdischen Valet gesagt hat. Die unmotivierten Stimmungsänderungen, das Schimpfen, Flüchen, die plötzlichen Gewalttaten, das alles wird auf Versuchungen des bösen Geistes zurückgeführt, und je verwirrter und dunkler die Sprache des Kranken, desto mehr Weisheit enthält sie, mit desto gläubigerem Staunen wird sie aufgenommen.

## Naturwissenschaftliches.

**Die Natur im ewigen Schnee.** Eine wissenschaftliche Gründung, für die man in Italien einen besonderen Stolz empfindet, ist die Höhenwarte für Naturforschung im Gebiet des Monte Rosa. Der vor kurzem verstorbene Professor Angelo Rosso, der zu seiner Zeit bedeutendste italienische Physiologe, hatte zuerst auf die Veranstaltung regelmäßiger Naturstudien in großen Meereshöhen hingearbeitet. Er hatte sich vorzugsweise bereits auf den Colle d'Olen eingerichtet und wünschte nun, deren Fortsetzung in feste Bahnen zu lenken. Jetzt besteht ein sogenanntes Observatorium für physiko-meteorologische Forschung in drei verschiedenen Stationen innerhalb jenes Bezirks. Die Hauptstation befindet sich 1200 Meter über dem Meeresspiegel bei Alagna im Valsesia, eine zweite bei 3000 Metern in der Nähe des genannten Colle d'Olen, die dritte endlich auf einer der höchsten Spitzen des Monte Rosa in einer Erhebung von 4500 Metern. Die Forschungen auf und am Monte Rosa beziehen sich außer den Wetterbeobachtungen auf die gesamte belebte und unbelebte Natur im Hochgebirge jenseits der Schneegrenze im Vergleich zu tieferen Regionen, und zwar wird dabei ein besonderes Gewicht auch auf das Ergehen des Menschen im Hochgebirge gerichtet. Ein Mitarbeiter des Lancet bringt eine Uebersicht der Arbeiten, die während des letzten Jahres an diesen Instituten ausgeführt worden sind. Prof. Galeotti von der Universität Neapel hat eine Reihe von Versuchen angestellt, um die Ausscheidung von Wasser durch die menschlichen Lungen im Zustand der Ruhe und in dem der Ermüdung zu ermitteln. Prof. Parodi aus Genua hat wichtige Untersuchungen über die Ausscheidung von Nebennieren durch Experimente an Hunden vollendet. Unablässig fortgesetzt werden die von Rosso eingeleiteten Forschungen über die Hautatmung unter dem Einfluß verschiedener klimatischen Bedingungen. Es hat sich jetzt gezeigt, daß auf der Höhe des Monte Rosa infolge der stärkeren Inanspruchnahme der gesamten körperlichen Leistungsfähigkeit eine gesteigerte Ausscheidung von Kochsalz durch die Haut geschieht. Bei einer einzigen Höhentour verlor auf diese Weise eine der Versuchspersonen fast 6 Kilogramm an Gewicht. Nach Beendigung der Tour war der Salzgehalt des Körpers so herabgesetzt, daß der betreffende Herr einen fast unheimlichen Hunger nach gesalzenen Speisen empfand und ihm auch genügte, um das gestörte Gleichgewicht in der Chemie seines Körpers wieder herzustellen. Außer den italienischen Forschern, deren Zahl fünf betrug, hat die Höhenwarte des Monte Rosa in diesem Jahr auch Ausländern eine vorübergehende Heimat und Gelegenheit zu Studien geboten. Dr. Cohnheim aus Heidelberg und Dr. Laquer aus Frankfurt studierten die Bluterneuerung bei Hunden, um die wichtige Frage zu lösen, ob ein bleichsüchtiger Körper in größerer Höhe schneller als in der Ebene zur Anreicherung des roten Blutfarbstoffes gelangen kann. Diese Frage ist jetzt zugunsten des Hochgebirgsklimas entschieden worden.